SPÄTE GLOSSEN ZUR TSCHECHISCH-DEUTSCHEN FRAGE

Von Josef Polišenský

Der Pilsner Professor für Geschichte Frank Boldt sammelt persönliche Erinnerungen von Tschechen und Deutschen aus den Jahren 1938–1945 und präsentiert sie gelegentlich im Rundfunk. Das ist ein lobenswertes Unterfangen. Doch die Beschränkung auf diesen Zeitraum und die Konzentration auf Menschen, die den Holocaust erlebt haben, muß einen aus Mähren stammenden tschechischen Historiker, der zwei Weltkriege und ungefähr sechs unterschiedliche Regime, davon zwei terroristische, überlebt hat, zu einigen autobiographischen Anmerkungen provozieren.

Die Erfahrungen unserer Familie könnte man in einer knappen Darstellung der Schicksale von dreien meiner Vettern zusammenfassen. Der eine von ihnen, Leopold, kam als Mitglied einer illegalen Gruppierung in ein nationalsozialistisches Konzentrationslager und wurde in Breslau hingerichtet. Mein Adoptivvetter Konrad, der seit seiner Kindheit krank war, wurde dennoch 1944 in den Volkssturm eingezogen und starb noch während der Ausbildung im Brüner Militärlazarett. Der dritte, Zdeněk, wurde in den fünfziger Jahren vermutlich von tschechoslowakischen oder sowjetischen Grenzsoldaten erschossen, als er versuchte, schwimmend die Donau in Richtung Österreich zu überqueren. Von den drei Vettern meiner Frau hat keiner den Zweiten Weltkrieg überlebt, und ihre Kusine, deren Mann in Auschwitz ums Leben kam, konnte mit ihren beiden Kindern nur deshalb überleben, weil sie für den Fall ihrer Verhaftung für sich und die Kinder Gift bereitgelegt hatte. Schuld an all diesen Tragödien hatten nicht die Tschechen oder Slowaken, Sowjetrussen oder Deutschen, sondern die terroristischen Regime, die ein halbes Jahrhundert hindurch dunkle Schatten auf die Schicksale von Millionen Menschen warfen.

So weit die Matrikeln der mährischen Landpfarren zurückreichen, waren meine Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits tschechisch sprechende Mährer gewesen. Diejenigen von ihnen, die zur Armee mußten oder als Gesellen auf Wanderschaft gingen, haben zweifellos Deutsch gelernt. Während sich in Böhmen der Prozeß der tschechischen nationalen Emanzipation bereits seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts kristallisierte, setzte er in Mähren erst in den neunziger Jahren ein. Mein Großvater Karel Liška war Weber gewesen. Er hatte sich durch Schulungen Fertigkeiten angeeignet, die es ihm erlaubten, Meister der praktischen Ausbildung an der Fachschule für Weberei im nordostböhmischen Starkstadt (Stárkov) zu werden. Da es dort keine tschechische Schule gab, besuchten seine Kinder deutsche Schulen und mußten ihre Tschechischkenntnisse später, als die Familie nach Mähren zurückkam, aufholen. Sie sind zurückgekehrt, weil Großvater die tschechischen Schüler an der deutschen Schule die „Beseda“ tanzen gelehrt hatte.

Von seinen Kindern hatte mein Onkel Konrad nicht nur Tschechisch gelernt, sondern war auch zum „Sokol“ gegangen. Dann kam er aber zur österreichischen Armee, heiratete später in Znaim (Znojmo) eine deutsch sprechende Mährerin und lebte fortan unter den dortigen Gärtnern und Winzern. Er hatte Verständnis für die Klagen seiner deutschen Mitbürger, die Minderheitenrechte einforderten. Ich bin nicht sicher, ob es wahr ist, daß sich meine Eltern in Wien kennengelernt haben, als mein Vater in seiner feschen Feldjägeruniform in Schönbrunn Wache stand, aber Tatsache ist, daß beide sowohl Tschechisch als auch Deutsch sprachen, daß sie Wien nicht als „Ausland“ betrachteten, daß sie aber auch nie darüber nachdachten, daß sie etwa nicht Tschechen sein könnten.

In der Ersten Republik entschieden die lokalen und die Kreisschulämter darüber, wie der Fremdsprachenunterricht an den Schulen aussehen sollte. Ich hatte Pech, denn ich wechselte von einer Schule, in der Deutsch ab der fünften Klasse unterrichtet wurde, auf eine andere, in der die Kinder schon ab dem vierten Schuljahr Deutsch lernten. Dank der Fürsorge meiner Mutter konnte ich den Rückstand aber innerhalb weniger Monate aufholen. Dabei halfen mir auch meine Reisen nach Brünn (Brno) und Znaim, wo ich Theatervorstellungen besuchte, in denen Wiener Schauspieler wie Paula Wessely, die Brüder Hörbiger, Willi Forst und andere mehr auftraten. In Znaim hielt mir Tante Mitzi ein Mädchen als Vorbild vor Augen, das mir sehr gefiel, das mir aber gleichzeitig auf die Nerven ging, weil es genauso gut Tschechisch sprach wie Deutsch. Auf der Mittelschule fand ich nichts dabei, daß dort Knaben aus tschechischen und deutschen, aus christlichen, atheistischen und jüdischen Familien nebeneinandersaßen. Die pathetische Ermahnung unseres Deutschlehrers Dr. Černík, uns das Datum des 31. Januar 1933 gut zu merken, weil dieser Tag der Anfang vom Ende der deutschen Kultur sei, verstanden wir nicht. Ich las damals Wiener und Berliner Magazine, die mir die Mutter eines deutschen Schulkameraden lieb, und ich hatte ein einziges deutsches Buch ganz durchgelesen. Das waren die Kriegerinnerungen des Marinekapitäns Niemöller, der im Ersten Weltkrieg Kommandant eines U-Boots gewesen war und der später als Pastor Niemöller, Kämpfer für den Frieden in der Welt, viel bekannter wurde.

In Prag an der Universität hatte ich sowohl tschechische als auch deutsche Freunde, und aus Wißbegierde hörte ich nicht nur die Vorlesungen meiner tschechischen Lehrer, vor allem des Anglisten Mathesius und des Historikers Šusta, sondern besuchte auch Vorlesungen einiger Historiker an der Philosophischen Fakultät der deutschen Universität. Interessant fand ich die Professoren Ernstberger, Pirchal, Wostry, Pfitzner und vor allem Eduard Winter. Flüchtig begegnete ich Angehörigen der deutschen Opposition gegen Hitler und beteiligte mich Mitte der dreißiger Jahre an der Organisation einer Soiree der deutschen Poesie im Vortragssaal der Prager Stadtbibliothek, der überfüllt war.

Im Sommer 1938 erhielt ich ein Stipendium für den Besuch der Sommerschule für internationale Beziehungen in Genf, wo ich meine Quellen zur Geschichte der Friedensbemühungen, besonders auch zum Programm der geplanten Wiederbelebung der Heiligen Allianz und zur Sicherung von Frieden und Sicherheit in Europa angesichts der türkischen Bedrohung vervollständigen wollte. Im Sommer 1938 stand die Tschechoslowakei im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, so daß

ich mir als einziger Teilnehmer aus der ČSR mindestens zweimal pro Woche auf irgendwelchen Diskussionsveranstaltungen Wortgefechte mit Kollegen und Gegnern vom „Sudetendeutschen studentischen Pressedienst“ oder vom „Collegium Hungaricum“ zu liefern hatte. Im großen und ganzen verstanden wir uns gut, schon weil ich prinzipiell mit Minderheiten sympathisierte. In den Diskussionen verwies ich auf die historische Entwicklung Mitteleuropas und verglich die Stellung der deutschen und der magyrischen Minderheit bei uns mit der Situation in anderen Ländern, beispielsweise in Dänemark, Polen, Rumänien oder Italien. Ende August machte ich mich auf den Heimweg, denn ich wußte, daß eine Krise bevorstand, und da wollte ich bei meinen Leuten sein. Unterwegs sollte ich noch das Archiv in München besuchen, aber die Stimmung war bereits so angespannt, daß ich es lieber bleiben ließ.

Nach „München“ verschwanden die deutschen Kommilitonen unter den Hörern der Staatlichen Archivschule, und am 17. November 1939 wurde ich zusammen mit anderen Kommilitonen im Studentenwohnheim auf der Letná verhaftet und nach Ruzyně gebracht. Um das Konzentrationslager kam ich nur deshalb herum, weil ich einen tschechisch-deutschen Ausweis vorlegen konnte, der Staatsbedienstete zu Fahrpreisermäßigungen bei der Eisenbahn berechnigte. In Ruzyně kam ich mit einer Kopfverletzung und einer Gehirnerschütterung an. Aber das war nicht die erste Erfahrung dieser Art. Im Herbst 1934 hatte ich von tschechischen national gesinnten Studenten Schläge auf den Kopf bekommen, als ich an einer Demonstration gegen den Insignienstreit teilnahm. Am Anfang meiner Erfahrungen aus der Besatzungszeit stand die Warnung, die mir Professor Mathesius am 15. März 1939 gab, daß ich auf lange Zeit hinaus weder tags noch nachts sicher sein würde, und an deren Ende die Ermahnung Professor Šustas vom 25. April 1945, ich solle mit meinen Altersgenossen dafür sorgen, das Niveau der Prager historischen Schule zu halten. Als Historiker hatte ich nie daran gezweifelt, daß das nationalsozialistische Deutschland besiegt würde.

Als ich aus Ruzyně herauskam, besaß ich nur, was ich am Leib trug, alles andere war seinerzeit im Studentenwohnheim zurückgeblieben. Nie habe ich auch nur im Traum daran gedacht, daß mir jemand all die Verluste an Hab und Gut und an Zeit ersetzen sollte. Die schweren Jahre habe ich dank einer großen Portion Glück überstanden. Mein Vater war 1942 gestorben, als er erfahren hatte, daß unsere guten tschechischen Nachbarn ihn schon wieder angezeigt hatten, weil er in einem Versteck Waffen verwahrte. Zum Glück wurden diese Denunziationen vom Bürgermeister und Polizeikommandanten unseres Dorfes abgefangen. Die Waffen hatte mein Vater, der Förster war, zusammen mit dem armseligen Familienschatz an goldenen österreichischen Zweikronenmünzen und einer Handvoll Schmuck irgendwo im Wald in hohlen Baumstämpfen vergraben. Meine Mutter wurde vor dem 9. Mai 1945 mehrmals angezeigt, daß sie einen deutschen Deserteur von der Wehrmacht, und nach diesem Datum, daß sie einen Deutschen versteckt halte. Ich selbst habe nach dem 9. Mai 1945, nachdem ich all die Schrecken gesehen hatte, die sich in den Straßen Prags abspielten, aufgehört, stolz darauf zu sein, daß ich ein Tscheche bin.

1946 hielt ich in London Vorträge über die Geschichte der Tschechoslowakei und schrieb, daß die Wunden, die Tschechen und Deutsche einander geschlagen hätten,

gegenwärtig das Zusammenleben beider Völker erschwerten. Auf Aufforderung der Redaktion strich ich aus meinem Text einen einzigen Satz, nämlich, daß die Vertreibung der deutschen Bevölkerung Hunderttausende Tragödien auf beiden Seiten ausgelöst hätte. Es ist nicht wahr, daß die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen abgerissen wären. In einem mährischen Dorf ist Herr Trompisch geblieben, ein Metzger und Philanthrop, der vielen Menschen half, nicht zu verhungern. In demselben Dorf wird eine Gasse bis heute nach dem deutschen Schustermeister „Weber-Straße“ genannt. Der deutsche Knabe Jürgen, den einer meiner Freunde adoptiert hatte, verwandelte sich in den tschechischen Jungen Jirka Suchý; er war zweimal nach Sachsen abgeschoben worden und ist zweimal zurückgekehrt. Die Tochter einer gemischten Familie blieb allein, nachdem ihre „nicht-arische“ Mutter gestorben war, weil kein Krankenhaus sie aufnehmen wollen, und nachdem ihr deutscher Vater vertrieben worden war. Alle Hausbewohner kümmerten sich dann gemeinschaftlich um sie. Im Zuge der Vertreibung verschwand auch mein Onkel Konrad, der nach dem Ausscheiden aus der Armee bei der Znaimer Sparkasse gearbeitet hatte. Er geriet über seine Mitgliedschaft in der deutschen Christlich-sozialen Partei in die Sudetendeutsche Partei und fand sich schließlich als Mitglied der NSDAP wieder. 1942 kam er zur Beerdigung meines Vaters und war entsetzt, als er hörte, was es mit den Konzentrationslagern auf sich hatte. Als er sich am Bahnhof von mir verabschiedete, schwor er mir, daß der „Führer“ von all dem sicher nichts wisse. Tante Mitzi haben wir später mit Hilfe des Roten Kreuzes in Hanau wiedergefunden und blieben mit ihr bis zu ihrem Tod in Verbindung.

Es ist nicht wahr, daß in den folgenden Jahrzehnten der zumindest kollegiale Zusammenhalt zwischen tschechischen und deutschen Historikern aufgehört hätte zu existieren. Mit den jüngeren österreichischen Kollegen haben wir schon im Jahr 1948 Kontakte angeknüpft, auf einem Seminar über amerikanische Studien in Salzburg. Professor Ernstberger versuchten wir die Materialien zu seinem Buch über den Bankier Wallensteins, Jan de Witte, nachzuschicken. Der Assistent am Historischen Seminar der deutschen Universität, den wir im Mai 1945 in seinem Arbeitszimmer im Palais Kinsky antrafen und zur Kaserne begleitet haben, dankte uns später dafür, daß wir ihm damit vermutlich das Leben gerettet hätten. Da war er schon Professor in Leipzig, und mit der Leipziger Universität wie auch mit allen anderen ostdeutschen Universitäten pflegten wir seit der Mitte der fünfziger Jahre kontinuierliche Beziehungen. Einige Jahre hindurch arbeitete die Historikerkommission der Tschechoslowakei und der DDR, die sich solange um Zusammenarbeit bemühte, bis ihr das aus politischen Gründen von beiden Seiten verboten wurde. Damals besuchte ich Archive und Bibliotheken in Ostdeutschland und beschrieb die dort verwahrten Bohemica; für die deutschen Kollegen veröffentlichte ich Berichte über Quellen zur deutschen und österreichischen Geschichte in der Tschechoslowakei. Ab 1956 wurde es möglich, von Zeit zu Zeit eine gemeinsame Tagung über hussitische Themen, über Comenius oder dergleichen zu veranstalten.

In dieser Zeit setzten auch Reisen österreichischer Historiker nach Prag ein, organisiert von Richard Georg Plaschka und Günther Hamann. Ende der fünfziger Jahre wurde ich als „Neopositivist“ von diesen Kontakten ausgeschlossen, aber in den sechziger Jahren meldeten sich alte Bekannte wieder, beide Lembergs, die Momm-

sens, Volker Press, Golo Mann und andere mehr. Mitte der sechziger Jahre notierte Monika Drottnerová, daß ich im Seminar verkündet hätte, Geschichte sei nur dann eine Wissenschaft, wenn sie zur besseren Einsicht führe und Möglichkeiten zur Kooperation und Koexistenz von Menschen verschiedener Nationalitäten, Sprachen und Religionen eröffne. In der Mitte der sechziger Jahre lernte ich auch ein Dutzend westdeutscher Universitäten kennen. In Heidelberg wurde über mich geschrieben, ich sei ein Don Quijote, der gegen Mythen und Legenden ankämpfe. Andere deutsche Kollegen waren weniger lebenswürdig und bezeichneten mich als den „letzten Austromarxisten“ oder einen „verkappten Sudetendeutschen“. Nach dem traurigen Ende des Prager Frühlings mußte ich den Lehrstuhl für allgemeine Geschichte verlassen und arbeitete dann bis zur Revolution von 1989 am „Zentrum für iberamerikanische“ Geschichte. Als ich in die „Österreichische Akademie der Wissenschaften“ gewählt wurde oder als ich den „Gindely-Preis“ erhielt, konnte ich nur unter dem Vorwand einer erfundenen Beerdigung für drei Tage nach Wien reisen. Das ging auch ohne Zustimmung der Parteiorgane, und der Beamte im Paßdezernat gab mir den Rat mit auf den Weg, eine schwarze Krawatte und schwarze Schuhe einzupacken. Nach dem Umsturz im November 1989 fand ich mich irgendwie wieder von den tschechisch-deutschen Kontakten ausgeschlossen. Ich drängte mich damals und dränge mich auch heute nicht in Kommissionen, vor allem deshalb nicht, da ihnen Leute angehören, die nach Deutschland reisten, als ich das nicht durfte.

Wenn ich meine Glossen mit einem Rat abschließen soll, so will ich nur daran erinnern, daß die Studenten der Prager Universität zu Beginn des statistischen Zeitalters nach ihrer Muttersprache als „bohemi“, „germani“ und als „Utraquisten“ klassifiziert wurden. Noch im Jahr 1815 meinte Professor Woltmann, daß in Böhmen eine einheitliche politische Nation mit zwei Sprachen entstehen könne. Aber das verzerrte Bild der politischen Bestrebungen des Jahres 1848 in Böhmen mündete in eine Trennung beider Nationalitäten. Die Militärstatistiker zählten später die slawischen Böhmen und die deutsch sprechenden Böhmen, doch der Terminus „Deutschböhmen“ hatte dann schon eine ganz andere Bedeutung. Die Historiker bevorzugten ab den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Begriff „die Deutschen in Böhmen“ bzw. „die Deutschen in Mähren“. Das hielt sich bis zum Umbruch der Jahre 1937/38, als die deutschen bürgerlichen Parteien von der Sudetendeutschen Partei verschlungen wurden, die 1933 parallel zur NSDAP entstanden war. Das ist der Grund dafür, daß die Tschechen die Bezeichnung „Sudetendeutsche“ nicht mögen. Vielleicht wäre es gut, wenn die deutsche Seite den alten Begriff „Deutschböhmen“ wiederaufgreifen würde. Aber das ist ein Rat, der ohnehin nicht gehört wird.

Übersetzt von Michaela Marek